

Das Elsass von Basel aus gesehen

Autor(en): Eduard Graeter

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1946

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0c33b16c-3fad-4c0b-85b9-a3ce993d61be>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Das Elsaß von Basel aus gesehen.

Von Eduard Graeter

Dienstag, den 8. Mai 1945, feierte Basel den Tag der Waffenruhe, als plötzlich am Abend, von der Grenze her, am Lysbüchel sich ein Zug von vielen hundert Personen durch die Elsässerstraße ins Innere der Stadt bewegte, an der Spitze Clairons und Tambours, denen junge Mädchen in Elsässertracht und Soldaten in französischen Uniformen folgten. Sie hatten mit lauten Rufen «A Bâle» und «Vive la Suisse» wildbachartig die Schranken von französischen Douaniers und schweizerischer Grenzpolizei durchbrochen, und die erstaunte Basler Bevölkerung, weit entfernt, ihnen den Weg zu versperren, schloß sich dem immer größer werdenden Zug, der auf den Marktplatz marschierte, an. Man sang die Marseillaise und «Rufst du mein Vaterland». Es war ein richtiges Verbrüderungsfest mit freundnachbarlichen Umarmungen.

Erst gegen Mitternacht und zum Teil noch später traten die Sundgauer und Sundgauerinnen den Heimweg an, auf dem viele der Unsrigen sie bis zur Grenze, wenn nicht darüber hinaus, begleiteten.

Dieser spontan wie ein Naturereignis erfolgte friedliche Ueberfall auf unsere Stadt zeugt von einer tiefen Sympathie der elsässischen Grenznachbarn. Und daß diese Sympathie eine gegenseitige ist, dafür gibt es viele Beweise. Ich denke da nicht einmal an die gastliche Aufnahme kriegsgeschädigter Elsässer, wie sie seit den Tagen der Armagnaken des öftern erfolgt, und deren eine im Denkmal Bartholdys auf unserm Bahnhofplatz verewigt worden ist. Solche selbstverständlichen Hilfeleistungen lassen sich zur Not als vom Mitleid diktierte Nächstenliebe erklären. Unsere freundschaftliche Gesinnung ist aber anderer Art.

In Friedenszeiten ist unsere Basler Bevölkerung stets mit Vorliebe ins Elsaß gewandert, von den Besuchern der Kilbe in den nahen Sundgaudörfern bis zu den Feinschmeckern, die z. B. im Kopfhaus zu Colmar oder im Hôtel de Paris in Moosch den Genüssen der elsässischen Küche nachspürten. Auch hier geht die Liebe durch den Magen, und die guten Neudörfler aus Village-Neuf, die uns nicht nur Spargeln, sondern noch viele andere Produkte ihres fruchtbaren Rheinsumpfbodens auf den Markt oder direkt vors Haus zu bringen pflegten, gehören in Basel zu den populärsten Vertretern des Elsaß.

Aber mir erscheint eine, wenn auch kleinere Kategorie von Elsaßbesuchern doch noch wichtiger als die Gourmets, nämlich die Freunde und Vertreter verschiedener Wissenschaftszweige.

Ich denke dabei in dankbarer Erinnerung an manche *botanische Exkursion* auf den Bollenberg bei Rufach und vor allem in die Rheinsümpfe, allein oder unter der Führung von Professor Schimper, der selbst ein sympathischer Elsässer war, und des kürzlich verstorbenen Professors Gustav Senn. Wer für sein Herbarium oder für den Schulunterricht seltene Pflanzen benötigte, holte sie in den Rheinsümpfen, die Seerosen, die blaue Iris sibirica, die insektenfressenden Pflanzen Pinguicula und Utricularia, die violette Küchenschelle Anemone pulsatilla, den weißbärtigen Fieberklee und die blaue Hottonie mit ihren kammförmig zerteilten Schwimmblättern, und die rosige Wasserdolde Butomus umbellatus, die früher in der Schweiz nirgends zu finden war.

Eine besondere Art von Botanikern sind auch die vielen, die im Mai scharenweise, zu Fuß, mit dem Rad, Auto oder mit der Bahn, nach Schlierbach in die Elsässer Hard zogen, um dort Maierysli zu holen.

Auch der *Zoologe* ist in der Rheinebene immer auf seine Rechnung gekommen. Was haben wir in unserer Jugend nicht alles von dort heimgebracht! Die frühesten Knaben-erinnerungen werden wieder wach. Ringelnattern, Molche,

Laubfrösche, den gelbrandigen Wasserkäfer und andere *Schmuckstücke der Aquarien*, wie die Posthornschncke und Sumpfschncke, das ist die größte Süßwasserschnckenart, *Paludina vivipara*, die ihre Eier nicht wie andere Schncken ablegt, sondern sie so lange herumträgt, bis die Jungen ausschlüpfen. Sie und die durch die Kanalschiffahrt vom Meer eingeschleppte, an Schiffen festgesponnene dreikantige Wandermuschel *Dreissensia polymorpha* hat vor bald hundert Jahren schon Peter Merian beschrieben.

Vor allem aber interessierten uns Basler Knaben die *Insekten*, in erster Linie Schmetterlingsraupen, wie die so schön schwarz-rot-gelb gemalten Wolfsmilchschwärmer, die wir «Dittimaler» nannten, ohne zu ahnen, daß dieses uns von einer früheren Generation von Naturfreunden überlieferte baseldeutsche Wort sich vom griechischen *Tithymalos* ableitete. An jungen Pappeln und Weiden suchten wir die merkwürdige Gabelschwanzraupe, die in ihrer Schreckstellung zwei rote Fäden aus ihrer Gabel streckt, den Angreifer anzuglotzen scheint und ihn mit ätzendem Saft bespritzt.

Aber heute sind Schmetterlingsnetz und Botanisierbüchse ganz aus der Mode gekommen. Um so mehr werden dafür die *Vögel* beobachtet und ihre Stimmen belauscht, und auch da ist zu sagen, daß die elsässische Vogelwelt, namentlich am Rheinstau und am Grand Canal, von Basler Ornithologen eifrig studiert wird.

Nähere Auskunft geben uns hierüber der «Ornithologische Beobachter» (Dezemberheft 1941) und zahlreiche Nummern von «Die Vögel der Heimat» aus den Jahren 1935 bis 1942, in denen vor allem Ernst Aellen von seinen während 30 Jahren verzeichneten Beobachtungen seltener Vögel zwischen dem Rhein und der Linie Hegenheim—Bartenheim erzählt. Vor dem Krieg waren verschiedene Basler Vogelfreunde Mitglieder der «Société protectrice des oiseaux utiles Ornis» in St-Louis, die Exkursionen und Familienausflüge veranstaltete. Dieser Verein hatte vom

Ackerbauministerium in Paris die Bewilligung zur Vogelberingung für die Vogelwarte Paris und besitzt bei Neuweg ein Reservat mit einem hübsch eingerichteten Unterkunftshäuschen, dessen Wände mit den Vogelbildern des Neuenburgers L. P. Robert geschmückt sind. Als gewissenhafter und uneigennütziger Sammler gilt besonders Monsieur Eugène Spinhirni in St-Louis.

Die *Kleintierwelt* der elsässischen Nachbarregion ist von der Zoologischen Anstalt der Basler Universität durch Prof. Zschokke und seine Schüler jahrzehntelang untersucht worden, was durch eine Reihe von Dissertationen über Rotatorien, Cladoceren, Copepoden, Planarien, Gastropoden und Hydrachniden dokumentiert ist. Zusammengefaßt wurden diese Ergebnisse 1911 in dem Werk «Die Tierwelt der Umgebung von Basel» von Zschokke und Steinmann, worin «das Flachland, die heiße Ebene diluvialen und alluvialen Schotters» und «das Labyrinth von Sümpfen, Gräben und flachen Weihern am Fuße der Rheinuferterrassen» in weitgehendem Maße berücksichtigt ist.

Von den Zoologen ist es nicht weit zu den *Jägern*. Es gibt wohl kaum einen Basler Jäger, dem nicht die Sundgauwälder und -heiden vertraut wären. Einer von ihnen, der 1943 verstorbene Dr. René La Roche-Ringwald, der beides war, Zoologe und Jäger, hat in seinem originellen Buch «Sie lachten ihren Jäger aus» (Walter, Olten) die eigenartige Stimmung, die über dem Oberelsaß liegt, vortrefflich wiedergegeben, was ihm insofern leicht gemacht war, als er selbst zuerst in Hagental und später auf dem Apollinarishof bei Folgensburg seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Eine solche Ausbürgerung ist für Basler, die dem Landleben zugetan sind, nichts Außergewöhnliches. Sie fühlen sich bei den Elsässern ebenso glücklich wie irgendwo im Baselbiet. La Roches Erzählung vom Fuchs im Britzgiwald bei Liebenschwiler, von der Wildsau bei Wolschwiler, vom Kakadu, der als «weißer Rabe» unter die Krähen geraten war, und vom Fineli, das ihn den

einhornigen Rehbock verpassen ließ, sind Jagderlebnisse, die hinter seinen afrikanischen keineswegs zurückstehen.

Seit Schöpflin hat wohl kein *Geograph* das Oberelsaß so gründlich untersucht und beschrieben wie G. Burckhardt in seiner dreibändigen, im Auftrage des Erziehungsdepartementes von Basel-Stadt verfaßten Basler Heimatkunde. Im ersten Band ist der südöstliche Sundgau behandelt mit seinen Fachwerkhäusern, seinen weit sichtbaren Kirchen und den Inselschlössern, und im Kapitel «am Rheine» lernen wir die Wandlungen verstehen, die der Grenzstrom unterhalb Basels infolge der Rheinregulierung durchgemacht hat.

Im zweiten Band finden wir ein Kapitel über Hünningen, dessen Festungsrüden uns ja seit frühester Jugend zum Studium seiner Lokalgeschichte mit tönenden Namen wie Abbattucci und Barbanègre mächtig anregten, und das wir liebten, obschon wir wußten, daß von dort Basel einst bombardiert worden war, aus einer Kanone, welche die wenig freundnachbarliche Aufschrift trug «Si tu te remues, Bâle, je te tue».

Der dritte Band der Heimatkunde enthält ein Kapitel über den Elsässer Jura und die Illmulde und eines über Sundgau und Burgunderpforte mit einer Beschreibung von Belfort, Mülhausen und wissenswerten Angaben über die Hard, das Kaligebiet und den Grand Canal.

Daß wir Basler den *Begriff Heimat* so weit ausdehnen, ist keineswegs verwunderlich. Der Historiker H. G. Wakernagel weist darauf hin, daß rechtsrheinisch der Lebensraum unserer Stadt lange nicht so weit nach Norden reicht wie im Elsaß: «Die Schicksale des oberelsässischen Landes und der Stadt Basel lassen sich schwer voneinander trennen. Bis ins XIV. Jahrhundert hinein darf Basel füglich als elsässische Stadt gelten.» Und in seiner Beschreibung von Basel schildert sie Aeneas Silvius als «ganz von elsässischem Gebiet umgeben»; sie liege auf gallischem Boden, und nur der kleinere Stadtteil blicke nach dem Breisgau. Noch im 16. Jahrhundert beschimpften die

Solothurner gelegentlich die freundeidgenössischen Basler als «sundgauische Pfeffersäcke». Geopolitisch, wie man heute sagt, ist Basel eine elsässische Stadt, was übrigens auch in seinem vorwiegend niederalemannischen Dialekt zum Ausdruck kommt.

In seiner Arbeit über die Basler Mundart im Neujahrsblatt von 1896 schrieb Adolf Socin: «Ebensowenig kann das viele Gemeinsame von Baselstadt und Elsaß geleugnet werden. Die ü-artige Aussprache in du, Hus stellt z. B. den Basler an die Seite des Mülhausers. Im Mittelalter waren die Beziehungen nach dem Elsaß am lebhaftesten. Das Oberelsaß stand kirchlich unter dem Bischof von Basel, und hier hatten die Klöster wie die Bürger unsrer Stadt weitaus ihren meisten Landbesitz. Die Namen der Basler Geschlechter, soweit aus ihnen die Herkunft erschlossen werden kann, weisen ebenfalls in erster Linie auf das Elsaß. Die Reformation hat diese Verbindungen durchschnitten, und was sie übriggelassen, hat die Französische Revolution aufgehoben.»

In seinem Buch über Leonhard Euler schreibt Prof. O. Spieß: «Mit einer einzigen Ausnahme (Lambert) waren alle *Mathematiker* ersten Ranges, welche im achtzehnten Jahrhundert dem deutschen Sprachgebiet entstammten, Bürger einer einzigen Stadt — Basel! Ja man ist versucht zu sagen, daß die Ausnahme die Regel bestätige. Denn Lambert stammt aus Mülhausen, sechs Wegstunden von Basel entfernt. Da diese Stadt damals politisch als zugewandter Ort zur Eidgenossenschaft gehörte, wurde Lambert durchweg auch in Deutschland zu den Schweizern gerechnet.»

Hierzu wäre noch einiges zu sagen. Henri Lambert, den die *British Encyclopaedia* als «German Physicist», Larousse als Franzosen bezeichnet, war mit Basel noch enger verknüpft als durch die kurze Wegstrecke von nur sechs Stunden. Er verließ schon als Zwölfjähriger die Mülhauser Schule. Sein Vater war Schneider, und das junge mathematische Genie zeigte ihm, wie eine Chronik mel-

det, an Hand geometrischer Figuren, «wie drey paar Hosen müssen zugeschnitten werden, wenn für den Meister selbst noch ein paar übrig bleiben soll». Mit 15 Jahren kam Lambert an die Eisenwerke von Sept im Sundgau und machte dort seine ersten astronomischen Beobachtungen. Bald darauf siedelte er nach Basel um in das Haus von Prof. Joh. Rud. Iselin und später als Praeceptor nach Chur zu Graf Peter von Salis. Dort veröffentlichte er 1755 als Mitglied der Physikalisch-Mathematischen Gesellschaft zu Basel in deren Verhandlungen seine erste wissenschaftliche Arbeit. Er gehörte somit recht eigentlich zur Basler Gelehrtenwelt.

Drei Basler haben in neuerer Zeit das *Straßburger Münster* erforscht. Im Jahre 1935 ließ Dr. Karl Stehlin die Ausarbeitung seiner schon 1912 vorgenommenen Untersuchungen über die Münsterfassade erscheinen, in der er nachweist, daß die Ausführung der Fassade mit dem Entwurf nicht übereinstimmt, was die problematische Persönlichkeit jenes Erwin von Steinbach etwas weniger sicher erscheinen läßt, als sie von nationalsozialistischer Seite dem deutschen Volke präsentiert wurde.

Professor Hans Reinhardt veröffentlichte eine Reihe bemerkenswerter Aufsätze im «Bulletin de la société des amis de la cathédrale de Strasbourg» über das frühromanische Münster, über das gotische Schiff und über den Turm. Er wies vor allem die Zusammenhänge der Münstergotik mit derjenigen der Champagne nach. Dr. Fridtjof Zschokke vollendete 1942 sein bei Benno Schwabe verlegtes Werk über die romanischen Glasscheiben des Straßburger Münsters. In jahrelangen Studien hat Zschokke nachgewiesen, daß diese Scheiben dem früheren, von Hans Reinhardt beschriebenen, romanischen Münster angehörten, und er hat ihre alten Zusammenhänge rekonstruiert.

Als am 25. Juni 1939 Straßburg im Festschmuck prangte und seine Bevölkerung das «Schübilé» oder «Zipfelfest» feierte, so geheißßen, weil 500 Jahre verflossen

waren, daß die Turmspitze, der «Zipfel», des Münsters fertiggestellt worden war, da feierten auch etliche Basler Freunde des Straßburger Münsters fröhlich mit. Einer schrieb nachher in einem unserer Blätter: «Den Baslern fehlte es nicht an Maulwerk, sie fühlten sich wohl bei den Elsässern und holten aus ihrer winkelreichen Seele den alten Waggis hervor, der sich innerhalb unserer Stadtmauern ja nur einmal im Jahr und dann erst noch hinter einer Larve versteckt zeigt. Basler und Elsässer haben ihre alte Freundschaft wieder aufgefrischt, und im Nu sind die paar schönen Stunden verflogen.»

Genau ein Jahr später wurde die Hakenkreuzfahne auf dem Straßburger Münsterturm gehißt, und Hitler ließ sich von Dr. Meißner den «stolzen deutschen Bau Erwins von Steinbach», das «Symbol deutscher Wesensart», erklären. Der Führer fragte einige in der Nähe stehende Soldaten: «Nun, was denkt ihr? Sollen wir den Franzosen dieses Kleinod zurückgeben?», was diese natürlich prompt verneinten.

Auch für eine andere, weniger berühmte Elsässer Kirche haben Basler ihr Interesse bekundet. Sechs Stunden unterhalb unserer Stadt steht die merkwürdige romanische Kirche von Ottmarsheim. Nach der Schlacht bei St. Jakob haben die Basler auf einem ihrer Rachezüge das Dorf und das zur Kirche gehörige Damenstift verbrannt, und nur die Kirche selbst blieb stehen, «die von des gewelbes wegen nit brennen mochte», wie die Chronik vermeldet. Vierhundert Jahre später hat Jakob Burckhardt durch eine kurze Monographie «Die Kirche zu Ottmarsheim» gewissermaßen jene Untat gesühnt. Er widerlegte endgültig die volksetymologische, von Schöpflin nur angezweifelte Legende, wonach es sich um einen römischen Tempel handelte, den der römische Kaiser Otho dem Gotte Mars errichtet hätte: «Nach unserer Ansicht ist die Kirche eine Nachbildung des Münsters zu Aachen, vermutlich aus dem XI. Jahrhundert.»

Das berühmteste Kleinod elsässischer Kunst, den

Isenheimer Altar, hat uns der Basler Professor H. A. Schmid nach jahrelangen Vorarbeiten in seinem 1908 und 1911 in Straßburg erschienenen Monumentalwerk «Gemälde und Zeichnungen von Mathias Grünewald» offenbart. Durch seine Forschung, so schrieb Rudolf Riggenschach zu Schmidts achtzigstem Geburtstag, ist «aus dem großen Unbekannten der oberrheinischen Tiefebene einer der bestbekanntesten altdeutschen Künstler geworden».

Den andern süddeutschen Maler, der Colmar berühmt gemacht hat, Martin Schongauer, hat gleichfalls ein Basler erforscht, Daniel Burckhardt, und zwar kam er folgendermaßen dazu. Im Hause seines Großvaters hatte er von Kindheit an einen alten elsässischen Altarflügel gesehen, der ihn zu entsprechenden Studien anregte. Ihr erstes Resultat war seine 1888 in Straßburg erschienene Doktordissertation «Die Schule Martin Schongauers am Oberrhein». Aber auch sonst hat Daniel Burckhardt-Werthemann in seinem langen Leben, vor allem im «Christlichen Volksboten» und im Volksbotenkalender, vielen Baslern das Elsaß nähergebracht, indem er sie auf seinen «Silvestergängen» und «Sonntagsspaziergängen» als volkstümlicher und erfahrener Cicerone in das Nachbarland, das er liebt und kennt, geführt hat.

Am Ende des ersten Weltkriegs erschien bei Frobenius in Basel Rudolf *Wackernagels Geschichte des Elsasses*, eine Geschichte, die mit Ariovist beginnt und mit der Französischen Revolution aufhört und streng und objektiv auseinanderzuhalten sucht, was am Grenzland eigen ist, und was es westlichen und östlichen Einflüssen verdankt, vor allem den westlichen: «Der neue Stil der Gotik ist aus Frankreich herübergekommen.» Das Elsaß hat teil an der «glänzenden französischen Weltkultur» und gibt sie weiter. Aber «die schwächende, dörrende Wirkung des großen zentralisierten Staates auf das Dasein der Provinz trifft nicht nur einzelne Gebiete, sondern das ganze Leben».

Wackernagels Buch fand im Elsaß eine gute Auf-

nahme, obgleich oder vielleicht gerade weil die französische Polizei es eine Zeitlang verbot. Wendungen wie «die prächtige süddeutsch-schwäbische Art», in der sich die Hohenstaufen den Elsässern zeigten, und seine kritische Einstellung zur französisch «wälschen» Expansionspolitik mögen den irrtümlichen Eindruck erweckt haben, als sei Rudolf Wackernagels Buch deutsche Propaganda. Daß es zu einer solchen benützt werden kann, beweist immerhin die Tatsache, daß es während des letzten Weltkrieges — nicht etwa in Basel, sondern in Freiburg im Breisgau — eine zweite, unveränderte Auflage erlebte.

Welch großes Interesse die Elsässer für ihre Geschichte bekunden, das beweisen ihre regionalen *Geschichtsvereine*, die gerne in corpore unsere Stadt und unser Historisches Museum zu besuchen pflegten. Der größte ist der Sundgauer Geschichtsverein, dem eine ganze Anzahl Basler angehört. Er hat auch schon in unserer Stadt getagt, und in seinem Jahrbuch, das in acht Bänden von 1933 bis 1942 erschien, finden sich auch Aufsätze von Basler Mitarbeitern.

Die bisherigen Ausführungen könnten den irrtümlichen Eindruck erwecken, als sei beim kulturellen Gütertausch Basel nur der gebende Teil. Deshalb sei daran erinnert, daß achtmal der *Basler Bischofssitz* von elsässischen Adligen besetzt war. Häusernamen wie «Zum Alten Pfirt», der Andlauer-, Hattstätter- und Straßburgerhof, ebenso zahlreiche Grabsteine im Münster zeugen vom säkularen elsässischen Anteil an Basels Vergangenheit. Der Straßburger Mystiker Tauler hat in unserer Stadt gewirkt, wie auch der Humanist Sebastian Brant, der sein *Narrenschiff* in Basel schrieb und drucken ließ. Der Satiriker Fischart und der Kanzelredner Geiler von Kaysersberg studierten und promovierten an unserer Universität. Ueberhaupt ist diese mit Hilfe von Elsässern gegründet worden, wie Hieronymus Gebwiler und ihrem ersten Rektor Georg von Andlau. Der Theologieprofessor Konrad Pellicanus, der die erste von einem Christen ge-

schriebene Hebräische Grammatik herausgab, war als Konrad Kürschner in Rufach geboren.

Daß Basel in der Buchdruckerkunst mit der Stadt Gutenbergs wetteiferte, ist bekannt, und einer unserer großen Buchdrucker, der auch Verleger und Gelehrter war, Oporinus, hieß ursprünglich Herbster und war 1507 in Straßburg geboren. Hans Bock aus Zabern und seine vier Söhne bemalten unser Rathaus, und die Statue von Munatius Plancus ist ein Werk des Straßburgers Hans Michel.

Auch die *Basler Industrie* hat dem elsässischen Zuzug viel zu verdanken. Der erste Tuchgroßfabrikant unserer Stadt war Heinrich Fürstenberger aus Mülhausen, der Basler Bürger und 1656 als Wollhändler weberzünftig wurde. Aus Colmar und Markirch sind neben vielen unbekannteren Facharbeitern, Hut- und Knopfmachern, die Familien Vischer, Sarasin, Raillard und Christ in die Schweiz eingewandert.

Für die tiefe *Freundschaft*, die führende Persönlichkeiten beider Länder bei mancher Gelegenheit verband, seien nur drei Beispiele erwähnt: Der Colmarer Dichter und Erzieher Pfeffer führte während zwanzig Jahren einen regen Briefwechsel mit dem Erbauer des Weißen Hauses, dem Schöngeist aus der Zeit der Romantik, Jakob Sarasin, dem er zum erstenmal an einer helvetischen Zusammenkunft in Schinznach begegnete, nachdem sie schon vorher geschäftliche Beziehungen gepflegt hatten. Pfeffer hat beim Ausbruch der Revolution um das Basler Bürgerrecht nachgesucht, wurde aber abgewiesen, doch verlieh ihm 1782 Biel das Ehrenbürgerrecht.

Das zweite Beispiel ist Pfarrer Oberlin, dessen philanthropische Arbeit in Waldersbach im Steintal durch Johann Lucas Legrand, den Basler Theologen und spätern Bandfabrikanten, sekundiert wurde. — Oberlin ist selbst nie in der Schweiz gewesen. Aber sein neuester Biograph, Alfred Stucki, zitiert folgendes Wort von ihm: «Ich für mich bin immer ein Nachahmer der Schweiz gewesen»,

und er erzählt, wie der menschenfreundliche Wohltäter gelegentlich sein Silberzeug verkaufte und den Erlös dem Basler Missionshaus schickte.

Endlich sei daran erinnert, daß der Maire von Straßburg, Dietrich, in dessen Haus die Marsellaise zum erstenmal gesungen wurde, ein Freund und Schwager unseres Peter Ochs war und diesen als Franzose und Revolutionär stark beeinflußt hat.

Infolge seiner Nähe und seiner schweizerischen Nationalität ist natürlich *Mülhausen* immer in besonders engen Beziehungen zu Basel gestanden, und in beiden Städten findet man Zweige derselben Familie, wie die Schlumberger, Mieg, Schwartz und vor allem die Brüstlein. Von diesem unruhigen Geschlecht, das auf eigene Faust gegen den elsässischen Adel Krieg führte, ließ sich 1536 Zunftmeister Martin Brüstlein in Basel nieder. Sein Nachkomme Johann Eduard war der Erbauer der Eisenbahnlilien Basel-Delsberg und Basel-Flüh. Sein Bruder war der in Bern wohnende sozialistische Anwalt, ein Frondeur mit schönem Wuschelkopf, den die Basler Arbeiterschaft in den Nationalrat schickte, und der von der mutig kämpferischen Veranlagung seiner elsässischen Vorfahren nichts eingebüßt hatte.

Von den Schlumbergern optierte nach dem Siebzigerkrieg der Bankier Amédée für die Schweiz, während andere nach Basel übergesiedelte Familien, wie die Engel, die ihr Gut am Bruderholz hatten, Franzosen geblieben sind. Amédée Schlumberger verdankt das Basler Bäckerergewerbe die «Schlumbergerli», mehlbestäubte Weggeln, die leider seit der Mehlknappheit des Krieges, hofentlich nur vorübergehend, aus unsern Bäckereien verschwunden sind, offenbar das einzige, von dem sich der Neubasler, der den elsässischen Staub von den Füßen geschüttelt hatte, nicht zu trennen vermochte, und die er anfangs für sich und bald für einen wachsenden Kreis von Liebhabern französischer petits pains herstellen ließ.

In diesem Zusammenhang sei auch eine *alte Mülhau-*

ser Redensart erwähnt, die nur mit Hinweis auf die Handelsbeziehungen zwischen Basel und Mülhausen zu erklären ist. «Är hot dr Firschtebärger vergässe», wird oder wurde im gleichen Sinn angewendet wie «Er hat seine Rechnung ohne den Wirt gemacht». Den Ursprung dieser Redensart erzählt uns Stöber in einem Gedicht: Ein reicher Mülhauser Kaufmann hatte an Hand der Bilanz seiner Angestellten ein glänzendes Geschäftsjahr festgestellt und seine Freunde zu einem üppigen Mahl eingeladen. Da kommt in die Feststimmung herein ganz bestürzt der Angestellte gelaufen mit den Worten: «I ha dr Firschtebärger vergässe!» Das bedeutete einen Schlag ins Kontor, denn die Rechnungen des mächtigen Basler Wolllieferanten machten eine derartige Summe aus, daß der zuerst errechnete Riesengewinn bedenklich zusammenschmolz.

Die Verbindung Basel–Elsaß wurde wesentlich verstärkt, als am 11. Dezember 1845 auf dem Schällemätteli der *Elsässerbahnhof* eingeweiht wurde. Er war der erste Bahnhof auf schweizerischem Boden überhaupt, und es hatte bei den vorausgegangenen Verhandlungen zwischen den Basler Behörden und der französischen Eisenbahngesellschaft nicht an heftigen Widerständen von schweizerischer Seite gefehlt. Die Basler Konservativen äußerten im Großen Rat die Befürchtung, Basel könnte seinen protestantischen Charakter einbüßen und eine leichtlebige Fabrikstadt wie Mülhausen werden. Unser ehemaliger zugewandter Ort war in der Tat, seit er französisch war, ein kleines Paris geworden; das Neuquartier war eine Kopie der Rue Rivoli, die Cité Ouvrière eine weltberühmte Lösung des Arbeiterwohnproblems. Mülhausen hatte Basel an Einwohnerzahl weit überflügelt. Noch 1870 zählte es 6000 Einwohner mehr, verlor aber dann für immer diesen Vorsprung durch die Abwanderung seiner Einwohner nach Frankreich.

Nun, die Bahnverbindung nach Mülhausen kam trotz den baslerischen Befürchtungen zustande; ihr Ausgangspunkt blieb der St.-Johann-Bahnhof, bis 1861 die Verbin-

dung mit dem schweizerischen Bahnnetz am neuen Elsässerbahnhof hergestellt war. Ich erinnere mich auch noch an das Hägerner Pöschli, das von der Spalenvorstadt zum Tor hinausfuhr, und an die Pferdetramp-Verbindung zum Hotel John in St-Louis, die erst 1900 durch das elektrische Tram abgelöst wurde.

Unzählige *sichtbare und unsichtbare Kanäle* verbinden Basel mit dem Elsaß. So gut wie wir im Elsaß in bevorzugten Gaststätten immer gerne wieder ankehren, so haben auch die Elsässer, wenn sie unsern Zoologischen Garten, unser Theater und andere Kunststätten, unsere Varietés, unsere Messe und die Fasnacht oder sonst was und sonst wen besuchen, ihre Stammlokale.

Jede *Religionsgemeinschaft* hat zu ihresgleichen ihre spezifischen Affinitäten, für die keine Grenze existiert, die Juden, die ihr Altersheim und ihren Friedhof in Hegenheim haben, die katholischen Sundgauer, die alljährlich an Mariä Geburt zu Tausenden nach Mariastein pilgern, und die unterelsässischen Pietisten, die das Basler Missionsfest besuchten, ohne in dem überwiegend württembergischen Milieu ihre französisch-hugenottischen Traditionen und Sympathien zu Frankreich zu verbergen.

Auch der *Sport* sei erwähnt, für den der auf elsäsischem Boden liegende Basler Golfplatz und der in Aussicht stehende Flugplatz symbolisch sind. Wie viele Basler ließen sich seit dem Aufkommen des Skisports bei den «Vosges-Trottern» aufnehmen und wanderten, wenn bei uns nirgends Schnee war, vergnügt in die sibirische Kälte des Marksteins, wo sie von ihren französischen Kommilitonen mit herzlicher Wärme aufgenommen wurden.

Eine besondere Kategorie von Sportsleuten sind unsere *Trommler und Pfeifer*, die eine alte Schweizer Tradition weiterleben lassen und zu allen möglichen festlichen Anlässen im Elsaß, besonders aber am jährlichen Pfeifertag in Rappoltsweiler, mit ihren Kübeln und Piccolos getreulich zur Stelle sind und sich großer Beliebtheit er-

freuen. Man lese nur die 1937 erschienene Schrift von Guschi Rensch «Basel und Mülhausen». Statt Trommelschlägeln und Tambourmajorstock nahm der alte Fasnächtler die Feder zur Hand und erzählte auf seine eigene Art, wie er kurz vor Ausbruch des ersten Weltkriegs eingeladen war, mit vier der besten Basler Pfeifer und sechs Trommlern am historischen Umzug zur Feier der Schlacht bei Nancy mitzumachen, und dabei dem General Foch die Hand schütteln durfte. Einige Monate später benützte der gleiche Romantiker seine Kenntnisse und Verbindungen dazu, «die einstige geschichtliche Verbundenheit zwischen Basel und Mülhausen aufzugreifen. War doch schon anno 1506 zwischen den beiden Städten ein Bündnis auf Liebe und Freundschaft abgeschlossen worden». Rensch funktionierte als Unterhändler für die Basler Firma Bell, die Mülhausen und später auch Straßburg mit Gefrierfleisch und Milch versorgte, was durchaus keine leichte Aufgabe war. Er war ihr jedoch gewachsen: «Nach gehabter Stärkung», die sich auf der 30 km langen Strecke ein paarmal wiederholte, wanderte unser Sendbote nach Mülhausen: «In Gedanken versetze ich mich ins Mittelalter und fühle mich so als Ratsbote und Läufer der Stadt Basel, in schwarzem Wams und Bein Kleidern, von Stadtbehörde versiegelte Briefe bringend.»

Auf dem Gebiet der *Fasnachtsbräuche*, in der Kunst des Travestierens und Intrigierens verstehen Basler und Elsässer sich ausgezeichnet. Ich geriet einmal im hintersten Münstertal auf einer verunglückten Skitour in eine feiernde, fröhliche Gesellschaft und war nicht wenig erstaunt, als Hauptproduktion einen richtigen Schnitzelbank zu erleben, genau wie bei uns in Basel, mit improvisierten Bildern und Dialektversen, und deren Schlußsatz «Ei du schöner, ei du schöner, ei du schöner Schnitzelbank» von allen Teilnehmern mitgesungen wurde. Und wenn unsere häufigste Fasnachtsmaske der «Waggis» ist, im blauen Burgunderhemd, weißer Schlafmütze mit trikolorer Kokarde und einem Netzchen voll

Kartoffeln und Zwiebeln, so erklärt sich dies natürlich auch aus der Einfachheit, mit der eine solche Verkleidung sich herstellen läßt. Aber der «Waggis» ist mehr als nur die erstbeste Travestierung, er repräsentiert einen Typus, der wie geschaffen ist, in einer derb launigen Sprache bittere Wahrheiten und saftige Späße an den Mann zu bringen, eine Note frecher, als der schüchterne Beppi das übrige Jahr hindurch sich zu benehmen gewohnt ist.

Nicht nur als spectateurs pflegten die Elsässer unser Theater zu besuchen, sie kamen gelegentlich auch als acteurs, wie folgendes Gedicht von Dominik Müller beweist:

D'Elsasser s'Bosel.

D' Elsasser hann am Sundig
E luschtig Stickle-n-üfg'fiehrt,
's Theoter isch druggedig voll gsi,
Vor Loche sind d' Lyt foscht kriepiert.

Wenn d'Aidsginosse spilte,
Me mochti long kai so Gschyß
Oß wie by de Woggis ihrem
Unkle-n-und Schomperdyß.

Im Beppi steht der Woggis,
Holt so wie niemert nooch,
's Härz mueß em nundedie üfgeh
By däre softige Sprooch!

Die größten Triumphe seines Auftretens in den letzten Jahren erlebte der *Basler Schauspieler Alfred Rasser* in den Kabaretts «Cornichon» und «Kaktus» mit seinen zeitbedingten elsässischen Produktionen «e Wagges», «'s Finälä vo Häsig» und «der Maquisard», welche die Beziehungen des Grenzlandes zu Basel in drolliger Weise illustrieren. So läßt er die von ihm selbst gespielte Gemüsefrau sagen:

«Ich han doch my Wage mit Rättich, Chalotte,
Kohlrabi und Lattich un Pflüme, Carotte,
's ganz Johr dur d'Saint Alban im Zyg umezoge.
's blöi Blüat hot vo mir d'Veitamin doch bezoge.

Mir sin Pärtiot wore bis awe in d'Knoche.
 Daß es bränzelet z'ringsum, hämmer alli scho groche.
 Y spys grad wie Flämmle unter der Hüt, die Zyt,
 Bis mir Märtwywer wider uf Basel zrugg kemme,
 Isch gar nimme so soümäßig wyt.»

Und seine Wagges I und II erzählten uns:

«Am fimfe styge mer üs em Bett,
 My Froü will z'Märt geh fahre.
 Ich hoüs in d'Schwyz per Piciclett
 Und si geht mit em Kare.
 So han ich mäingg Jehrle
 Bym Stamm und Compagnie
 In Basel gschafft as Mürer.
 My Vater hot als Franzmann
 Anno sibzig uf d'Preiße gspeit,
 Und ich ha d'Pickelhüwe
 Im Wältkrieg z'Verdun trait.

Wie scheen wär 's Elsaß aujourn'hui,
 Wo d'Friedhagsliffle waie
 Vo Stroßburg bis uf Saint-Louis,
 Wenn d'Büre konnte saie,
 Wenn d'Froüe wider derfte
 Mit ihre Charettes go
 Und d'Basler z'Owe konnte
 Zum Sparglefräble ko.»

Ich muß auf weitere Poesie verzichten, möchte aber noch zwei elsässische Sängler wenigstens erwähnen, den früheren Commissaire de Police von St-Louis, Victor Müller, der hin und wieder in Basler Zeitungen schrieb und schon 1943 in seinem «Es rutscht, ihr liäbe Lyt» das Kommende voraussah. Ebenso findet der hochbetagte Sundgaudichter Charles Zumstein in Nieder-Magstadt immer noch die humorvollen Töne, wie man sie an der Dreiländerecke zu schätzen weiß.

Wenn wir nun als ihre befreundeten Nachbarn die Elsässer so gut kennen, so dürfen wir auch die naheliegende Gewissensfrage zu beantworten suchen, ob die *Elsässer Deutsche sind oder Franzosen*. Mir kommt dabei ein Sundgauer Bauer in den Sinn, mit dem ich einst

am Rande seines Kartoffelackers ins Gespräch kam. Er meinte: «So schlecht sind jedenfalls wir Elsässer nicht, sonst würden nicht zwei so mächtige Völker sich ständig um uns streiten.» Wenn viele Stille im Lande wie dieser Bauer dächten, so müßte man zum Schluß kommen, daß die Elsässer vielleicht weder Franzosen noch Deutsche seien, sondern daß ihr Land, genau wie die Schweiz oder wie Luxemburg (dessen Nationalhymne betont «Mer wölle bleiwe wat mir sin, mer wölle jo keng Preiße gin.»), zu den Scherben von Lothars Zwischenreich gehört, mit dem Unterschied, daß die Schweizer und Luxemburger ihre selbständige staatliche Existenz retten konnten, die Elsässer infolge ihrer weniger günstigen geographischen Lage sie einbüßten.

Demnach könnte man uns gewissermaßen als befreite Elsässer oder umgekehrt die Elsässer als *unbefreite Schweizer* bezeichnen? Warum auch nicht? Man denke an die freie Reichsstadt Mülhausen, die 300 Jahre als zugewandter Ort eidgenössisch war, an die «Niedere Vereinigung», jenes Städtebündnis, so geheißen im Gegensatz zur «Obere Vereinigung», den Eidgenossen, die die Städte Straßburg, Schlettstadt, Colmar und Basel umfaßte und im Burgunderkrieg Karl den Kühnen besiegen half. An das Bündnis Straßburgs mit Basel von 1396 bis 1423, das den reisenden Kaufleuten beider Handelsstädte sicheres Geleite bis an den Obere Hauenstein garantierte. Man denke endlich an die berühmte Hirsebreifahrt auf dem glückhaften Schiff. Ein Gesuch Straßburgs um Aufnahme in den Schweizerbund wurde nur wegen der ablehnenden Haltung der katholischen Orte abgewiesen.

Angesichts solcher historischen Erinnerungen ist es nicht verwunderlich, in unsern Tagen gelegentlich einen Elsässer sagen zu hören: «Wir sollten halt Schweizer sein!» Aber das ist mehr ein *pium desideratum* als ein seriöses Ansinnen, ein Stoßseufzer, vor allem im Hinblick auf die Tatsache, daß die Schweiz immer wieder vom Kriege ver-

schont bleibt, das Elsaß hingegen als Glacis zweier Großmächte unweigerlich in das Kriegsgeschehen mit hineingerissen wird und in 75 Jahren viermal die Nationalität wechseln mußte.

Diesen Stoßseufzer stieß schon Pfeffel aus, als er, nach der Hinrichtung des «unglücklichen» Louis XVI., an seinen Freund Sarasin schrieb: «In meinem Herzen löscht es den Franzosen aus, ich bleibe aber und sterbe ein Freund der wahren Freiheit, ein Schweizer.»

Und mehr oder weniger ähnliche Seufzer haben seit Pfeffel hin und wieder andere Elsässer ausgestoßen, wenn — wie sie sich ausdrückten — «Schwowezygs» oder «Plän vu Paris» sie in gleicher Weise rabiât machten. Man vergleicht den Elsässer mit «Hans im Schnookeloch», der «alles hat, was er will». In Wirklichkeit hat der Elsässer noch nie alles gehabt, was er will, und wenn ein Teil des Volkes zufrieden ist, so murrst dafür der andere Teil, und selbst wenn je ein freies, unabhängiges Elsaß zustande kommen sollte, so wären todsicher viele Elsässer damit nicht zufrieden, vor allem nicht mit den unausbleiblichen Folgen, welche die Gründung eines Pufferstaates unweigerlich mit sich bringen müßte.

Wenn aber weder ein Anschluß an die Schweiz noch ein unabhängiges Elsaß in Frage kommt, dann bleibt nur noch die Wahl zwischen *deutscher und französischer Staatszugehörigkeit*. Aber auch dies ist kein leichtes Dilemma. Es wäre leichter, wenn Frankreich ein Föderativstaat wäre, der seinen Provinzen eine weitgehende Selbstverwaltung ließe. Deutschland war ein solcher Bundesstaat und hatte auch die Möglichkeit in der Hand, das Elsaß seinen übrigen Ländern mit gleichen Rechten anzugliedern. Aber es hat mit seinem phantasielosen Mißtrauen und seiner preußischen Härte und Sprödigkeit diese Gelegenheit total verscherzt.

Die Liebe eines Volkes läßt sich nun einmal nicht erzwingen, und die Sympathien der elsässischen Bevölkerung neigten im großen und ganzen entschieden zu

Frankreich. Nicht nur habe ich dies am Eingangstor zum Elsaß und im Elsaß selbst während mehr als einem halben Jahrhundert immer wieder feststellen können. Es ist auch ganz natürlich und hat mit Sprache und fränkisch-alemannischer Rassezugehörigkeit nichts zu tun. «*Eine Nation ist, was eine Nation sein will*», lautet die Definition Renans, und als mit der Französischen Revolution die Franzosen eine Nation sein wollten, da wollten die Elsässer auch, mochte noch so vieles in jener Zeit ihnen mißfallen, vor allem das Papiergeld und die Maßnahmen gegen die Priester. Sie erlebten dafür die Gloire Napoleons mit und lieferten ihm seine besten Soldaten und Generäle, wie Rapp, Kleber und Kellermann. Napoleon soll einmal darauf aufmerksam gemacht worden sein, seine Elsässer redeten ja unter sich deutsch. Darauf habe er geantwortet: «Laßt sie nur deutsch reden; sie schlagen sich auf französisch.»

Wie beliebt im Elsaß die Empereurs waren, geht schon daraus hervor, daß die häufigsten Mädchennamen auf dem Lande die Namen der zwei Bonapartegattinnen sind, Joséphine (Finele) und «Üschenie». Namen wie Edeltrud und Hildegard sind exklusiv rechtsrheinisch.

Als nach der Leipziger Schlacht sich das Nationalgefühl der Deutschen, ein Vierteljahrhundert später als bei den Franzosen, gleichfalls entwickelte, da bedauerten die deutschen Patrioten, die Arndt, Görres, Grimm und Rückert, daß die Elsässer «nicht mehr echte Deutsche von Gesinnung» seien. Wie hätten sie auch einstimmen können in die zeitgemäßen deutschen Lieder eines Freiherrn von Dithfurt, wie:

«Warte,
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte nur, warte, wir kriegen dich schon.»

Da hatte die in Straßburg geborene Marseillaise für Elsässer Ohren einen bessern Klang. Es gab freilich immer Ausnahmen, wie jener 1817 geborene, in Odessa am-

tende elsässische Pfarrer Candidus aus Bischweiler, der 1871 jubelte:

«Am Schwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg sei nicht mehr welsch zur Stund'.
Jetzt simmer dytsch für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit.»

Candidus war ein schlechter Prophet; aber es haben sich immer wieder solche Einzelgänger gefunden, die aus oft plausiblen, oft aber auch aus unergründlichen Ursachen in seinen Fußstapfen wandelten. Die große Masse empfand anders.

Schon als Kinder vernahmen wir von elsässischen Mitschülern, von Dienstboten, von Maurern und Gipsern aus dem Sundgau, die in unserer Stadt arbeiteten, allerhand *Proben elsässischer Folklore*:

«Vive la France, meure la Prusse,
d'Schwowe mien zem Ländele nüß!»

Oder:

«'s Elsaß, unser Ländele,
das isch mainydid scheen.
Mr holte's fest am Bändele
Und lehn's bygott nit gehn.

Oder:

Me seht's däm Preiße Dübak aa,
Dr Bismarck het en in der Schnure gha.

Um die drollige Mischsprache vieler Elsässer zu charakterisieren, wurde folgender läppische Satz geprägt: «Am vierzähnte Kätors (14. Juli) sin mer in Beefert (Belfort) gsi und hän e warme chaud-vin-Wy getrunke.» Dieser Satz ist auch inhaltlich typisch. Er zeigt uns den Durchschnittselsässer, der jahraus, jahrein unter der Unfreiheit leidet, keine Trikolore entfalten, kein «Vive la France» rufen und keine Marseillaise anstimmen darf. Aber einmal, am Quatorze Juillet, reist er zu den ausgewanderten Brüdern und Vettern nach Nancy oder Belfort hinüber, trinkt französischen Wein und kehrt mit geschmuggeltem blau-weiß-rotem Schmuck wieder heim.

Wie lachte alles, als 1887 der populäre Mülhauser Protestkandidat Lalance bei der Reichstagswahl siegte und die Mülhauser Bevölkerung, die seinen Sieg feierte, à tue tête «Vive Lalance» rief, wobei natürlich ungezählte, weil unkontrollierbare verbotene «Vive la France» mitertönten. Obstruktionswille bis zum Höchstmöglichen bei den Untertanen, ohnmächtige Wut bei den Behörden, das war der allgemeine Aspekt. In Basel wurde das satirische Blättchen «Dur's Elsaß» des Mülhauser Zeichners Zislin gedruckt und ins Elsaß hinübergeschmuggelt.

Allem dem gegenüber ist nicht zu leugnen, daß die Zeit für Deutschland arbeitete. Von 1870 bis 1890 waren 204 000 Elsässer nach Frankreich abgewandert. Eine noch höhere Zahl von Deutschen war inzwischen vom Reiche her nachgerückt. Der Beamtenapparat funktionierte gut, die zuverlässige Verwaltung, die soziale Gesetzgebung, die Krankenkassen, die Sauberkeit der Straßen in Städten und Dörfern, das alles nahm den unentwegten französischen Patrioten den Wind aus den Segeln. Dies zeigte sich auch bei den Wahlen, indem die mehr realpolitisch eingestellten Autonomisten den linientreuen Protestlern den Rang abliefen.

In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts machte ich als Schlachtenbummler die deutschen Manöver im Sundgau mit und hatte dabei nie den Eindruck, in einer irredentistischen Region zu sein, so flott und selbstverständlich und ohne Spur von schlechtem Willen seitens der Bevölkerung spielte sich alles ab. Wenn nur Berlin das eroberte Land so behandelt hätte wie etwa die Engländer die besiegten Boeren, denen sie schon sechs Jahre nach Friedensschluß restlose Selbstverwaltung gewährten! Statt dessen litt Elsaß-Lothringen 32 Jahre lang unter dem *Diktaturparagraphen*. Das Land stand unter der Willkür eines einzelnen Mannes, der seine Direktiven in Berlin holte, und als endlich Wilhelm II. den Stein des Anstoßes beseitigte, indem er von der für seine Zwecke kitschig restaurierten Hohkönigsburg aus die Aufhebung

des Diktaturparagraphen verkündete, da dauerte es ein weiteres Jahrzehnt, bis der Reichstag das *Landtagsgesetz* annahm, das dem bisher unterdrückten Volk ein bescheidenes Parlamentlein gewährte. Aber damit ja nicht die Illusion aufkomme, als sei das Elsaß nun wirklich frei, erfolgten Zwischenfälle um Zwischenfälle, wie die berühmte *Zabernaffäre*.

Im November 1913 wurde bekannt, daß in der Garnison Zabern der preußische Leutnant Freiherr von Forstner die elsässischen Rekruten als «Wackes» bezeichnet und jedem, der einen solchen Dreckwackes durch Stechen und Schießen zur Strecke bringe, zehn Mark versprochen habe. Sein Sergeant sekundierte ihn, indem auch er noch drei Mark aus seinem Sack in Aussicht stellte. Statt den Fall möglichst diskret zu liquidieren, ließen ihn die deutschen Militär- und Zivilbehörden sich zur Weltsensation auswachsen. Forstner beschimpfte dann auch noch in unflätigster Weise die französische Fahne. Es kam zu Tumulten und Massenverhaftungen. Der Kaiser schwieg, und der Kronprinz telegraphierte: «Bravo. Immer feste druff.» Ein Kriegsgericht sprach den Leutnant frei und verurteilte die Zeugen, die ihn wahrheitsgemäß belastet hatten. Die Regierung demissionierte, und als endlich die Garnison versetzt wurde, wollten im ganzen Lande Unruhe und Verbitterung nicht weichen. Der Simplizissimus, der damals bei uns viel und gern gelesen wurde, brachte eine Karikatur von Thomas Theodor Heine, betitelt «Ein französischer Sieg» mit der Unterschrift: «Das dankbare Frankreich überreicht dem Leutnant von Forstner das Kreuz der Ehrenlegion für erfolgreiche Propaganda im Elsaß.» Ein paar Monate später brach *der erste Weltkrieg* aus.

Auch jetzt wieder zeigte sich, daß das Grenzland trotz mehr als vierzigjähriger Unterdrückung nicht revolutions- und abfallsreif war, indem der bei weitem größte Teil der Bevölkerung loyal wie das übrige Deutschland, wenn auch ohne Enthusiasmus, seinen Vorschriften nachkam. Aber

jetzt vermißte man erst recht das geringste Vertrauen von seiten der Behörde.

Ich hatte in jenen denkwürdigen Augusttagen von 1914 wiederholt Gelegenheit, der elsässischen Bevölkerung den Puls zu fühlen, und hatte dabei fast das Gefühl, in einem neutralen, zu seinem Leidwesen vom Krieg heimgesuchten Lande zu weilen, dessen Bevölkerung pflichtgemäß, aber ohne Begeisterung den von deutscher Seite auferlegten Pflichten nachkam, das möglicherweise mehr Sympathien für die Franzosen hatte, sich jedoch ängstlich hütete, solche zu bekunden. Ein Mülhauser Arbeiter, mit dem ich bei Landser ein Stück Wegs einherging, zeigte sich über den Endausgang des Krieges sehr besorgt, weil seiner Ansicht nach beide Gegner einander gewachsen waren. «Der Dytsch», so erklärte er mir, «isch e Held, aber der Franzos isch e Héro!» Vielleicht wollte er damit ausdrücken, der Franzose sei halt doch noch der Stärkere?

Mülhausen war nach der ersten Schlacht für einige Tage «No man's land» geworden. Der Herr im Rebberg (der Mülhauser Dalbe), der mir dies mitteilte, fügte, nicht ohne eine gewisse Genugtuung, hinzu: «Mer sin wider e Repübblik!» Das «wieder» konnte sich nur auf die ferne Zeit beziehen, wo die Stadt noch unser zugewandter Ort war.

Im Hundsbacher Tal, zwischen Altkirch und Folgensburg, hatte im Wald ein Vorpostengefecht stattgefunden, und Deutsche und Franzosen teilten das gleiche Grab. «'s sin alles bravi Büewe gsi!», so schloß die alte Bäuerin, die mir den Sachverhalt erzählte, ihren traurigen Bericht.

Diese mehr oder weniger neutrale Haltung der elsässischen Bevölkerung wurde von den Deutschen stets als deutschfeindliche Haltung gedeutet.

Am 15. August 1914 hatten sie im *Vorort Burzweiler* im Norden von Mülhausen, unter dem üblichen Vorwurf «aus diesem Hause ist geschossen worden», 57 Wohnhäuser, 60 Nebengebäude, zwei Fabriken und vier Ziegeleien

in Brand gesteckt und sechs unschuldige Einwohner, unter ihnen einen Schweizer, erschossen. Die vom Bürgermeister Coßmann angeordnete, einwandfreie Untersuchung ergab, daß die ominöse Schießerei von zwei nervös gewordenen deutschen Patrouillen herrührte. Ich hätte diese Geschehnisse nicht geglaubt, wenn ich nicht selbst in den rauchenden Trümmern von Burzweiler gestanden und mich mit den Einwohnern darüber unterhalten hätte. Es wurden nämlich auch allerhand Geschichten herumgeboten, die sich nachträglich als falsch erwiesen, wie die angebliche Erschießung franzosenfreundlicher katholischer Geistlicher, wie Abbé Dusserre in Hüningen, der in Wirklichkeit bloß verschleppt worden war. Richtig war, daß der Mangel an Enthusiasmus der elsässischen Bevölkerung, die bei deutschen Siegen nie beflaggte und nie in Haßäußerungen gegen Frankreich einstimmte, ebenso die Tatsache, daß die im Ausland wohnenden Elsässer keine Heeresfolge leisteten, sowie etliche Desertionen, wie die des populären Zeichners Waltz in Colmar (Hansi), das Mißtrauen der Deutschen dermaßen verstärkte, daß die «Deutschfeindlichkeit» des Elsasses für sie erwiesen war. Es kam vor, daß deutsche Truppen schon am rechten Rheinufer scharf laden mußten, «weil man jetzt in Feindesland» einmarschierte, und daß brave elsässische Einwohner, wenn sie der Truppe oder den Offizieren etwas Rechtes gekocht hatten, erst selbst davon versuchen mußten, um zu beweisen, daß die Nahrung nicht vergiftet war.

Demgegenüber ermahnten die offiziellen französischen Instruktionen an die Truppe nur, die elsässische Bevölkerung «wohlwollend, aber vorsichtig» zu behandeln.

Das 1936 im Alsatia-Verlag erschienene Sammelwerk «Das Elsaß von 1870 bis 1932» meldet, daß gegen 5000 elsäß-lothringische Einwohner von den Deutschen in Schutzhaft genommen worden sind. Die Zahl der von den Franzosen Internierten, die eine Zeitlang unter Mangel an Organisation und an der Fahrlässigkeit der Behörden viel zu leiden hatten, wird auf 15 000 geschätzt. Die

deutschen Kriegsgerichte verurteilten 60 Elsaß-Lothringer zum Tode und bestrafte 303 Soldaten wegen Deutschfeindlichkeit. Es genügte, im Wortwechsel einen Ausdruck wie «badische Halunke» oder «dreckigs Schwowemaidel» fallenzulassen, auch wenn man ungesüht als «Dreckwackes» beschimpft worden war. 7712 Wehrpflichtige wurden ausgebürgert, 52 Gemeinden der Kriegszone mit einer Bevölkerung von 50 000 Köpfen, meist Frauen und Kindern, wurden geräumt. Die Franzosen, die weniger von der Furcht vor Spionage besessen waren, entfernten nur 7700 Einwohner aus dem von ihnen besetzten Kriegsgebiet.

Alles Mögliche und Unmögliche haben unsere armen Grenznachbarn von der deutschen Militärdiktatur erfahren, nur kein Wohlwollen. Ende 1917 kündete General Süßkind in einer Rede an die Straßburger Garnison an: «Die Elsaß-Lothringer werden an ihre Eltern und Bürgermeister schreiben, daß sie sich keine Illusionen über einen verlorenen Krieg machen sollen. Wenn wir je gezwungen sein sollten, Elsaß-Lothringen zu räumen, so werden wir es zurücklassen wie ein ausgesoffenes Ei auf dem Misthaufen.»

Nun hat sich ja diese Drohung nicht erfüllt. Aber man versteht, daß nach dem Waffenstillstand die *Franzosen* von der elsässischen Bevölkerung allgemein als Befreier begrüßt wurden.

Unvergeßlich ist für mich der Einzug der Franzosen im festlich geschmückten Mülhausen, am 17. November 1918, den wegen der Grenzsperrre nur ganz wenige Basler miterleben durften. «Andlig», so las man auf einem Straßenplakat, «hot fir uns d'Stund vu dr Erleesung gschlage. Isch's uns nit, wie wenn mer 44 Jahr lang Gfangnis und die letschte viar Jahr Zuchthüs biaßt hätte? Was mir unterm Schwowestiffel glitte hon, isch mit Werter nit z'beschrywe: danke an Burzwiller!»

Auf den Straßen wartete eine bunte Volksmenge, in der vor allem die jungen Elsässerinnen in ihren Trachten

auffielen und im Gegensatz dazu alte Männer in Zylindern, die Veteranen von 1870 mit ihren Verdienstmedaillen auf der Brust, einer hatte statt des Zylinders seinen alten Kürassierhelm aufgesetzt. Um ein Uhr ging ein Rausen durch die wartende Menge: «Se kumme!»

Und sie kamen! Ein endloser Strom blauer Uniformen, die Offiziere in offenen Autos und zu Pferd, die «Poilus» in kurzem Schritt. Die ganze Mülhauser Bevölkerung, von den jüngsten Kindern bis zu den ältesten Weiblein, schrie: «Vif la Fraaß!» Die wenigen noch vorhandenen Kirchenglocken läuteten, Aeroplane kreisten über der Stadt, und die «Fanfares» der Stadt Mülhausen und die der Truppen schmetterten ihre hinreißenden Weisen, wie «Marche Lorraine» und «Sambre et Meuse». Vor dem Rathaus erfolgte die feierliche Uebergabe der Stadtverwaltung durch Adjoint Wagner an den Vertreter der französischen Militärbehörde, General Hirschauer, den Sohn einer nach Frankreich ausgewanderten Mülhauser Familie, dessen 83jährige Tante sich auf seinen Besuch freute. In seiner Ansprache erwähnte er, daß seine Großeltern in Mülhausen ruhten, und freute sich über die Treue seiner Vaterstadt. Er stellte den Veteranen von 1870 die junge Armee vor, die in den Fußstapfen der alten gewandelt sei. Die Marseillaise und eine allgemeine «Embrasade» schloß die Feierlichkeit ab. Am glücklichsten war die Straßenjugend, die auf die Kanonen klettern durfte und von den Soldaten zu essen bekam, soviel sie wollte.

Einige Tage später hielt General Maudelon an der Spitze eines marokkanischen Regiments seinen *Einzug in Hüningen*. Bei der Empfangsfeier vor dem Städtchen überreichte der Maire, Monsieur Jung, dem General auf einem Kissen den noch vorhandenen Schlüssel der alten Festung, und einer der zehn Hüninger Veteranen, die den Siebzigerkrieg noch erlebt hatten, trug die einzige blauweiß-rote Fahne aus der Franzosenzeit, die von einer Hüninger Dame wie ein Kleinod in einer Truhe aufbewahrt worden war.

Als ich ein halbes Jahr nach diesen denkwürdigen Ereignissen zur *ersten Nationalfeier* nach Straßburg fuhr und mich schon im Zug erkundigte, ob es denn wahr sei, was man so höre, es werde viel auf die neue Regierung geschimpft, und die Elsässer wollten bereits nicht mehr Franzosen sein, gab mir der Wortführer einer größeren Gesellschaft mit deren allgemeiner Zustimmung zur Antwort, das erste sei richtig, ob indessen wir Schweizer etwa nicht auch über unsere Regierung schimpften? Ich mußte zugeben, daß solches gelegentlich vorkomme. Ob dies etwa bedeute, fuhr der Mann fort, daß wir deswegen nicht mehr Schweizer sein wollten! Ich war belehrt und konnte mich in der Folge von der großen Anhänglichkeit aller Volksschichten an das neue Regime zur Genüge überzeugen. Aber das *Malaise*, von dem von Jahr zu Jahr nun mehr gesprochen und geschrieben wurde, nahm zu, verursacht und gesteigert durch unvermeidliche, aber auch durch vermeidliche Maßnahmen der neuen Verwaltung.

Mit einem Riesenaufwand an Mitteln hatte zwar Frankreich das ausgehungerte Land verproviantiert und in generöser Weise die Geldfrage gelöst. Die Vergütung des entwerteten deutschen Geldes kostete Frankreich zwei Milliarden 123 Millionen Papierfranken. Aber die aus Deutschland heimkehrenden Soldaten waren enttäuscht über die Art, wie sie an der Kehler Brücke empfangen wurden, und auch die Ausweisungen durch das «Comité de Triage» erregten damals, wo man die Maßstäbe des Nationalsozialismus weder kannte noch ahnte, vielfach Unwillen, ebenso die Verlegung von Verwaltungszweigen und Industriezentren nach Paris. Alle Klagen und Beschwerden wurden von Anhängern der deutschen Sache fleißig zusammengetragen und via Freiburg im Breisgau, wo eine «neutralistische Bewegung» ins Leben gerufen wurde, auch in der Schweiz fleißig bekanntgegeben.

Und nicht lange dauerte es, bis auch im Elsaß *Politiker* das Malaise geschickt ausbeuteten. Der erste von ihnen, gewissermaßen das Versuchskarnikel, war Klaus von

Bulach, der Sohn des frühern Staatssekretärs, ein degenerierter Adliger, der sich einer weitgehenden Narrenfreiheit erfreute und sich an den Franzosen, die ihn als Herrenreiter in Paris nicht ernst genommen hatten, rächen wollte¹.

Er lud «alle Unzufriedenen» zu einer «Première Réunion publique du Parti Alsacien» am 8. Juli 1922 ins Sänglerhaus ein und schimpfte weidlich auf die «Hergelaufenen». Der Erfolg war derart, daß bald gewiegtere Persönlichkeiten die Agitation in die Hand nahmen, und die französische Regierung ließ die Gründung autonomistischer Zeitungen und Parteien ruhig geschehen.

Aber den richtigen Auftrieb erhielten die *Autonomisten* erst, als 1924 in Frankreich die Linksparteien siegten und die elsässischen Katholiken eine vollständige Assimilation mit Einführung der Laiengesetze ernstlich befürchten mußten. Nun schloß sich der neuen Bewegung die mächtige elsässische Volkspartei (UPERNA) an. Vom Mai 1925 an sprach man nur noch von der *Heimatrechtbewegung*, einer recht schillernden Front von biedern Katholiken, Regionalisten, von Priestern, die an der nach Siebzig gegründeten theologischen Fakultät in Straßburg studiert hatten, die mit protestantischen Bewunderern deutschen Wesens und zuletzt noch mit kommunistischen Arbeiterführern marschierten, gemeinsam die schönsten Wahlerfolge erzielten und der französischen Regierung enorm zu schaffen gaben.

Der geistige Führer der «Uperna», der aus dem Sund-

¹ Klaus Zorn von Bulach hatte viel mit den Gerichten zu tun. Einmal verklagte ihn sein eigener Diener. Sein Herr hatte ihn mit dem Revolver bedroht, weil er sich geweigert hatte, ihm den Nachtopf zu leeren. Das Gericht sprach aber den Grafen frei, weil es sich erwies, daß der Revolver ungeladen war. Ein anderes Mal verklagte ihn der eigene Schwiegervater, dem er die Zähne eingeschlagen hatte, wegen Körperverletzung. Das Gericht verurteilte den temperamentvollen Aristokraten aber nur wegen Sachbeschädigung, weil sich herausstellte, daß er nur ein künstliches Gebiß zertrümmert hatte.

gau stammende Abbé Haegy, an den ich einmal die in-diskrete Frage richtete, ob wirklich kein deutsches Geld die Propaganda dieser Heimatrechtbewegung finanziere, gab mir die sibyllinische Antwort: «Ich lüeg nit lang, wo's Gald harkunnt, awer ich lüeg ganz genoi, wo's higeht.» Nicht weniger als 95% der katholischen Geistlichkeit bekannte sich zu Dr. Haegy, und von der Fabrikmarke «Made in Germany» war in der Heimatrechtbewegung bald nichts mehr zu sehen.

Das also war die Lage, die *Poincaré* bei seinem Regierungsantritt im Frühjahr 1926 antraf. Er beschloß, endlich zu handeln.

Clemenceau soll sich einmal gerühmt haben, er wäre mit dem Autonomismus in kürzester Zeit spielend fertig geworden. In der Tat war der «Père de la Victoire» im Elsaß sehr populär, und als er Millerand als ersten Generalkommissar nach Straßburg schickte, erwies sich dies als ein guter Griff. Man sprach auch einmal von einem Verwaltungssystem mit Marschall Lyautey an der Spitze, womit viele Autonomisten einverstanden gewesen wären. Was aber tat Poincaré, der als Lothringer viel Verständnis für das Grenzland aufbrachte und sich als Befürworter der Zweisprachigkeit bekannt hatte? Im Februar 1928 machte er, als Gast der 599 Maires von ganz Unterelsaß, einen Besuch in Straßburg. Auch die Schweizer Presse war zu diesem Anlaß eingeladen worden, den ein Autonomistenblatt höhnisch als «Gabelplebiszit» bezeichnete. Drei am Waffenstillstandstag geborene, also zehnjährige Mägdlein in schmucker Tracht begrüßten vor dem Bankett in der Orangerie mit Blumen und Sprüchen den «Monsieur le Président», und Poincaré gab ihnen den obligaten großväterlichen Kuß. Aber die Worte, die er in seiner Programmrede an die Adresse der Heimatrechtbewegung richtete, klangen weniger liebenswürdig. Mit schneidender Stimme und vor Erregung blassen Zügen schleuderte der gestrenge Staatsmann sein Verdikt gegen die «schlechten» Elsässer, die «bande encanaillée» und die

«agents marrons», deren Entlarvung im kommenden Prozeß das Elsaß werde erzittern machen.

Am Neujahrstag waren 25 Elsässer wegen Komplotts gegen die Sicherheit des Staates verhaftet worden, und als endlich am 1. Mai der *Colmarer Komplottprozeß* begann, da warteten Pressevertreter aus sechs Ländern im Laufe der dreiwöchigen Verhandlungen vergeblich auf die angekündigten sensationellen Enthüllungen. Es zeigte sich, daß Poincaré von seiner politischen Polizei ungenügend informiert worden war. Das Komplott blieb unentdeckt; nur vier der Angeklagten wurden zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und kurz darauf, auf den Quatorze Juillet, laufengelassen.

Der Colmarer Prozeß fand dann im folgenden Jahr sein Nachspiel in Besançon. Einer der Hauptangeklagten, *Karl Roos*, hatte sich durch Flucht ins Ausland vor der Verhaftung gerettet. Er wohnte in Basel an der Dornacherstraße, schrieb an einem Buch und traf sich hin und wieder mit einem aus dem Elsaß ausgewiesenen deutschen Lehrer, Bongartz, der bei Freiburg wohnte und alldeutsche Propaganda trieb. Im Herbst 1928 ging Roos bei Leimen schwarz über die Grenze, um, bevor er sich der französischen Polizei stellte, am folgenden Abend noch in Straßburg in einer öffentlichen Versammlung auftreten zu können.

Dies zeigte so recht, wie diesen Leuten der Weg zur Popularität vertraut war. Die Versammlung im Sängershaus verlief denn auch darnach, und die Polizei vermochte ihren Erfolg nicht zu beeinträchtigen.

Kein Wunder, wurde nun der unvermeidliche Prozeß Roos nach Innerfrankreich verlegt, und zwar nach Besançon. Man hoffte, dort eher gutfranzösische Geschworene und eine ruhigere Bevölkerung zu finden als seinerzeit in Colmar, wo das Urteil eine sehr tumultuöse Aufnahme gefunden hatte. Die Rechnung stimmte aber nur zum Teil. Denn im Prozeß, der vom 10. bis zum 22.

Juni 1929 die verträumte Hauptstadt der Freigrafschaft belebte, wurde der «Accusé Roos» freigesprochen.

Auch hier war nichts von einem Komplott zu entdecken gewesen. Die Bevölkerung der Freigrafschaft war angenehm überrascht, daß so viel «rechte Leute» sich zur Entlastung des «Verschwörers» eingefunden hatten, und einen besonders guten Eindruck machten vor allem die elsässischen Prälaten in ihren eleganten Soutanen, wie der viel schlechter bezahlte innerfranzösische Klerus sie sich nicht leisten konnte — die Abbé Haegy, Senator Müller, Chanoine Didio, und wie sie alle hießen. Die Pariser Journalisten wiederum hatten ihre helle Freude an unsern Grenznachbarn. «Ces affaires d'Alsace sont pleines d'humour», schrieb einer seinem Blatt, und ein anderer bemerkte, die Elsässer Politiker sähen aus «comme des chansonniers de Montmartre», womit er Leute mit Lavallièrekrawatten oder schwarzen Locken meinte, wie die Députés Seltz, Michel Walter oder den schönen Camille Dahlet, die in der Tat, trotz ihrer den Deutschen so genehmen Einstellung, alle sehr undeutsch aussahen.

Ein Hauptbelastungszeuge, der aus dem solothurnischen Schwarzbubenland stammende Journalist und Autonomistengegner Charles Hänggi, gab in seinem Zeugenverhör zu, daß er einem großen Teil der Autonomisten Achtung zolle. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, daß die moralische Verurteilung dieser Elsässer, die nicht nach der Pariser Pfeife tanzten, ebenso schwer war wie die juristische.

Was Charles Roos betrifft, so erinnere ich mich, wie ein schlichter curé de campagne, ein Mann mit wenig Wissen, aber gesundem Menschenverstand, von uns neutralen Journalisten sich genau erklären ließ, was es eigentlich mit diesem Roos für eine Bewandtnis habe. Wir beantworteten seine Fragen nach bestem Wissen und Können, und er hörte sehr aufmerksam zu. Zum Schluß machte er mit der Hand eine abweisende Geste

und meinte trocken: «*Allez! Ce n'est pas un bon Français!*» Und mit diesem Urteil hat der Landgeistliche recht behalten. Nach dem Prozeß von Besançon zeigte sich bald, daß die autonomistische Bewegung ihren Höhepunkt überschritten hatte. Der Freispruch nahm ihr den Wind aus den Segeln. Roos selbst spielte in der Bewegung eine immer weniger wichtige Rolle. Die Führung überließ er andern Autonomisten, wie Dr. Bickler und Dr. Spieser. Aber es fiel auf, daß der scheinbar untätige Mann sich einer bessern Lebenshaltung erfreute, und eines Tages erfuhr man, er sei am 3. Februar 1939 wegen Spionage zugunsten Deutschlands verhaftet worden. Bald darauf brach der zweite Weltkrieg aus, und der Spion Roos wurde erschossen. Die Nationalsozialisten und nicht nur sie stellten den Fall so dar, als sei Roos wegen seiner heimatrechtlichen Ueberzeugungen ermordet worden, und benannten Straßen und Plätze nach ihrem Märtyrer. Jedenfalls hatte jener Curé recht behalten: «*Ce n'était pas un bon Français.*»

Es zeigte sich übrigens bald, daß auch andere «Autonomisten im Rahmen Frankreichs» weiter nichts gewesen waren als verkappte Agenten der nach der Welt Herrschaft strebenden deutschen Propagandisten.

Die ersten *Leidtragenden des zweiten Weltkriegs* waren diesmal eine halbe Million Elsässer, die auf Befehl der französischen Behörden Haus und Hof am Rhein verlassen mußten und nach Südwestfrankreich umgesiedelt wurden. Diejenigen, die nach dem Zusammenbruch Frankreichs wieder zurückkehrten — viele blieben in Frankreich —, fanden ihre Wohnungen zum Teil in einem derartigen Zustand vor, daß zu erwarten war, ihre Sympathien könnten sich den Siegern zuwenden, die sich anfangs sehr um sie bemühten und sie in der «deutschen» Heimat willkommen hießen.

Aber Aeußerungen wie «alles, was französisch ist, muß ausgemerzt werden» und «das Reich wird nicht auf halbem Wege stehenbleiben» ließen nichts Gutes erwar-

ten. Ein großer Teil der aus Frankreich Heimgekehrten wurden wegen ihrer Gesinnung fristlos wieder nach Frankreich zurückdirigiert. Ich erwähne nur einen Fall, der uns näher betrifft, der frühere Maire von St-Louis und Generalrat *Dr. Jules Wallart*, ein beliebter und tätiger Arzt. Er war gebürtig aus Hagental, hatte in Basel studiert und sich wissenschaftlich betätigt. Es gelang der Basler Universität, ihn aus seiner Verbannung in Lyon in unsere Stadt kommen zu lassen. Er setzte seine histologischen Arbeiten am Pathologischen Institut bis zu seinem Tode fort und wurde von unserer Universität durch Verleihung des Ehrendoktors geehrt. Dr. Wallart hat sich auch bis zuletzt als Mitglied des Elsässischen Hilfskomitees um seine unglücklichen Landsleute bemüht.

Bald konnte man bei uns vernehmen, die Nazi hätten im Elsaß in 14 Tagen aus den Elsässern bessere Franzosen gemacht als die Franzosen in den vorausgegangenen 22 Jahren. Daß die Schweizer Presse hierüber nicht besser informiert wurde, daran ist vor allem *unsere Zensur* schuld, die jegliche Stellungnahme und Glossierung offizieller Maßnahmen untersagte. Als ich beispielsweise am 3. Oktober 1940 einem Tatsachenbericht über die Germanisierung Elsaß-Lothringens, die, wie sich herausgestellt hat, nur allzu richtige Bemerkung beifügte: «Sicher ist, daß viele elsässische Zeitgenossen damit nicht einverstanden sind», da trug mir dies die erste Rüge von der Basler Zensur ein, und es war nicht die letzte.

Was auf die Rückeroberung des Elsasses im Sommer 1940 folgte, war nicht mehr ein Ringen um die elsässische Seele, sondern ihre Vergewaltigung. Solange noch das Militär regierte, ging es noch an; als aber die direkt unter dem Führer stehenden Chefs der Zivilverwaltung eingesetzt wurden, Bürckel für Lothringen und Wagner für das Elsaß, kündeten sie «Reinigungen» an, die 1871 «aus Schwäche oder Gedankenlosigkeit unterblieben» seien, wie denn überhaupt die Bismarck-Politik hin und wieder von den Nazi als stümperhaft gebrandmarkt

wurde. Die neuen Herren suchten das Odium des Preußentums zu vermeiden, indem sie einen regen Menschen- und Gedankenaustausch mit dem rechtsrheinischen Baden anbahnten.

Die bisherigen Autonomisten aber ließen ihre regionale Maske fallen und entpuppten sich als waschechte Pangermanisten, die nicht warten konnten, bis das von ihnen verratene «kerndeutsche» Ländchen «dem deutschen Lebensraum eingegliedert» war, doch erhielten sie selbst nur Posten zweiter Ordnung. Gauleiter und Hauptschriftleiter waren Badenser, wie die Herren Kicherer und Moraller oder der Propagandachef Rüger. Denkmäler wurden entfernt. *Straßen und Plätze umgetauft*, der Broglieplatz in Straßburg zum Adolf-Hitler-Platz, der Kleberplatz nach dem Spion Karl Roos. In Mülhausen hieß der Rathausplatz, von den Franzosen «Place de la Réunion» geheiß, nun Adolf-Hitler-Platz. Zuerst hatten die Eroberer die Hauptverkehrsstraße Mülhausens, die Wilde-Mann-Straße, nach dem Führer benannt. Aber die unvermeidliche Gedankenassoziation von Hitler und Wilder Mann war für den Volkswitz zu herausfordernd, und so wurde der alte Name wiedereingeführt.

Folgendes Detail interessiert nur uns Schweizer: Die freundschaftlich an unser Land erinnernden Straßenzüge in der Nähe der Landungsstelle des «glückhaften Schiffs» in Straßburg, die Berner-, Basler-, Genfer-, Lausanner-, Luzerner- und Zürcherstraße, sie mußten ihre Namen preisgeben, damit man eine Anzahl Autonomisten, wie Dr. Ricklin, Dr. Schwander und andere Förderer deutscher Mentalität, auch Sterne zweiter und dritter Größe, der Nachwelt empfehlen konnte.

Alte elsässische Familien wurden aufgefordert, ihre französisch klingenden Namen zu verdeutschen, und wer Dupont geheiß hatte, hieß fortan Brückner, mochte es noch so viele verwandte Duponts in der Schweiz oder in Frankreich geben, und wer, wie so viele, René, Marcel, Lucien, Roger hieß, der mußte sich nolens volens Renatus,

Marcellus, Luzian und Rüdiger rufen lassen. Baskenmützen waren streng untersagt.

Alle Jugendvereine wurden aufgelöst und alles, was unmündig war, in Hitlerjugend und BDM. gesteckt, «um besser erfaßt zu werden». Man fing mit der Züchtung deutscher Gesinnung schon gleich nach der Wiege an. Das zeigte sich, als in Sausheim bei der Einweihung eines Kindergartens der Leiter des Amtes für Volkswohlfahrt, Parteigenosse Merdes, in seiner Ansprache erklärte, es sei nun «wieder ein neuer Baustein im Aufbauwerk des Führers und seiner Bewegung im Elsaß eingefügt. Die jüngsten Elsässer saßen auf kleinen Stühlen und sahen den Tanten zu, die sangen und tanzten und musizierten auf Blockflöte und Ziehharmonika...»

Man konnte sich unter solchen Umständen schon fragen, ob diese noch unkritischen Opfer der Propaganda solchen Sirenensängen nicht erliegen würden; hieß es doch auch von den größeren Buben, sie hätten Freude am ständigen Soldatenspiel in Wald und Feld, mit dem Dolch im Gürtel, das sie von der langweiligen Schulbank befreite. Wenn sie marschieren mußten, sangen sie:

«Im Elsaßland marschieren wir,
Für Adolf Hitler kämpfen wir.
Die welsche Front, sie bricht entzwei,
H. J. marschiert... Achtung... die Straße frei!
Wenn auch so manches Auge bricht,
Wir fürchten Franzmann und die Juden nicht!»

Und als dann im Sommer 1942 die zwar widerrechtliche, aber unerbittliche *Einführung der allgemeinen Wehrpflicht* in ganz Elsaß erfolgte, da meldete die offizielle Presse, die jungen Elsässer unterzögen sich «mit innerem Stolz und echtem Verantwortungsgefühl» der ehrenvollen Pflicht.

Wie wir aber bald erfuhren, war genau das Gegenteil der Fall. Wenn die Züge mit den gemusterten Rekruten den Bahnhof Mülhausen verließen, so ertönten — und diesmal nicht auf Befehl — laut die Klänge der Marseil-

laise. Unzählige junge Elsässer nahmen Reißaus nach Innerfrankreich und in die Schweiz. Mit Polizeihunden und mobilisierten Patrouillen, die unerbittlich schossen, wurde an der Grenze auf die Flüchtlinge Jagd gemacht und eine drei Kilometer breite Sperrzone geschaffen. Wenn trotzdem den jungen Leuten ihre Flucht gelang, so wurden ihre Angehörigen, «weil sie ihre Kinder nicht besser erzogen hatten», deportiert.

Im folgenden Jahr konnte man täglich im Inseratenteil der elsässischen Presse die Todesanzeigen lesen, wonach die jungen Leute «im blühenden Alter» von 19, 20 und 21 Jahren, «nach dem Willen des Herrgotts» oder zum «unsagbar schweren Leid ihrer Angehörigen» an der Ostfront gefallen waren. Nie, aber auch nie las man «für Führer und Vaterland», wie es in den Zeitungen des Reichs immer hieß. Das hinderte aber die badischen Erzieher des elsässischen Volkes nicht, in ihren Propagandablättern darauf hinzuweisen, «das deutsche Blut, das in ihren Adern rollte», habe die jungen Elsässer geheißen, ihre Pflicht zu erfüllen.

In Wort und Bild wurde in der Nazipresse auf die gewaltige Beteiligung der Bevölkerung an allen *obligatorischen Demonstrationen* und öffentlichen Sammlungen hingewiesen, auf das «wirklich Großartige und Einmalige, die Dynamik, der schließlich nichts und niemand widerstehen kann, mit Flaggenhissung, Musikzügen, Singchören, Ausstellungen, Ansprachen, Sportveranstaltungen» u. dgl. m.

Wer aber die Presse etwas genauer unter die Lupe nahm, dem konnte nicht entgehen, daß sehr zähe und echt *elsässische Widerstände* den rechtsrheinischen Präzeptoren Aerger und Sorge bereiteten. Besonders nach der Landung der Alliierten in Nordafrika wurde die elsässische Bevölkerung dreister. «Scheen Wätter hit!» riefen sich die Leute zu, wenn sie, als «Radioverbrecher», den «Engländer» oder die schweizerische Wochenschau unseres ungemein geschätzten Professors von Salis angehört

hatten, und halb im Ernst, halb im Scherz gaben sie den Deutschen den Rat, «Koffer packen». Natürlich handelte es sich, wie die Naziblätter versicherten, dabei immer nur um «eine ganz kleine Minorität». Aber diese Minorität wirkte wie ein Sandkorn im Auge.

Ich greife hier *einige Epitheta* heraus, mit denen die Herren Kicherer, Moraller, Rüger und Meyer die ihnen zur Entwelschung anvertrauten renitenten Elsässer zu titulieren pflegten: «verhetzte Dickköpfe, Miesepeter, die ganz Dummen, die den Zug verfehlten, Leutchen klein und armselig an Geist und Wissen, frecher als dumm, Verstockte, Schampedisse, die aus ihrer feindlichen Haltung bewußt kein Hehl machen, negative Elemente, hinterlistige und zänkische Gestalten, arme Irren, neunmal Kluge, ewig Gestrige, Dreckschwätzer, Kanailen, Ratten Stalins, Ausgeburten bolschewistischen Vernichtungswahns, schwerfällige Querköpfe». Summa summarum eine Bankerotterklärung der angewandten Erziehungsmethoden, wie man sie deutlicher nicht wünschen konnte.

Zu diesen Methoden gehörte auch das nur für Elsässer bestimmte *Konzentrationslager Schirmeck* und der nicht weit davon bei Rothau befindliche Struthof, in welchem 10 000 Menschen umgebracht worden sind, und von dem wir erst nach der Befreiung des Grenzlandes Kunde erhielten.

Wohl aber hörte man immer häufiger von den blutigen *Maßnahmen des Volksgerichtshofs*, der beispielsweise am 8. Juni 1943 den noch nicht mündigen Johann Bürgi zum Tode verurteilte, weil er wiederholt in Colmar, der Stadt Hansis, wie dieser Karikaturen von Deutschen auf Hauswände gemalt hatte.

Aber die Todesstrafen hatten keine abschreckende Wirkung. Immer dreister wurden die Rebellen, je strenger die Unterdrücker waren, die schon das bloße Wort «Aha» beanstandeten, weil es bedeutete: «Seht ihr, wir haben recht behalten, die Alliierten siegen!» Wie ein Mene Tekel erschien an allen Wänden das Lothringer Kreuz

oder die ominöse Zahl 1918, und die «Hauptschriftleiter» bekamen anonyme Briefe, deren Photographien in den «Straßburger Neuesten Nachrichten» veröffentlicht wurden, weil man so hoffte, irgendein Denunziant würde sich den versprochenen Judaslohn verdienen. Umsonst.

Die Spannung und der Terror hielten an, bis es eines Tages hieß: «Se kumme!» Jedermann wußte, *wer* kam — die Truppen des Generals de Lattre de Tassigny. Die Missionare des Nationalsozialismus retteten sich Hals über Kopf in ihre rechtsrheinische Heimat. Die nun folgenden wechselvollen Kämpfe verdeutlichen es jedem Zweifler, auf welcher Seite die *Sympathien der elsässischen Bevölkerung* waren. «Se kumme!» Das hieß es auch, wenn die Deutschen wieder einen Gegenangriff unternahmen oder man dies nur etwa meinte. Aber wenn im ersten Fall die Häuser beflaggt wurden und die Kinder, in Elsässertracht, auf die Straße eilten, Fähnlein schwenkten und Blumen streuten, ergriff im zweiten Falle alles die wilde Flucht nach der Schweizergrenze.

Und als wir sie bald darauf bei uns hatten, in der Mustermesse oder zu Hause, die jungen Leute aus St-Louis und Hüningen, da konnten wir uns selbst überzeugen, wie wenig auch bei der Jugend die Erziehungsmethoden der Nazis gefruchtet hatten. Kein René hieß mehr Renatus und keine Schänett mehr Johanna, und sie erzählten *ergötzliche Geschichten* aus der Schreckenszeit, in der die Reserven von Humor, über die jeder Elsässer verfügt, nie erschöpft wurden.

Auf einer Mauerinschrift: «Der Führer handelt, wenn es Zeit ist», wurde z. B. aus dem h ein w gemacht. —

Am 14. Juli war ein Baum in Blotzheim mit einer Trikolore geschmückt, was die Gemeinde durch zeitweiligen Entzug der Butterkarte zu büßen hatte. Als einem Ortsgruppenleiter in einem andern Dorfe nachts einmal die Kaninchen gestohlen wurden, da fand er zu seinem Aerger die Inschrift «Planmäßig geräumt». Ein Büblein sagte in der Schule, als der Lehrer versicherte: «Ihr wer-

det nie wieder französisch . . . » «Awer englisch!» Die peinliche Untersuchung, die nun folgte, förderte nichts zutage. «Ich ha's gheert!» war alles, was aus dem Knirps herauszubringen war.

Wer zuerst von den jungen Leuten des Städtchens in Rußland gefallen, wer in Schirmeck gewesen war, wer in Wirklichkeit den Nazi half und wer es nur zum Schein tat, das alles und noch vieles andere erzählten uns unaufgefordert und mit großem Eifer unsere Gäste aus Hünningen und sprachen namentlich mit Liebe und Achtung von ihrem protestantischen Pfarrer, in dessen mutige Sonntagspredigten Leute aus Weil zu kommen pflegten, und der für seine Ueberzeugung nach Schirmeck gehen mußte.

Namentlich in *einem* Punkte fanden die Nazi bei den echten Elsässern nicht das geringste Verständnis, nämlich mit ihrem *Antisemitismus*. Wir kennen den elsässischen Standpunkt schon aus der Lektüre von Erckmann-Chatrian. Obschon in Elsaß-Lothringen von jeher ein starker Prozentsatz von Juden gewohnt hat, widersprach es von jeher den liberalen und demokratischen und vor allem den christlichen Prinzipien unserer sicher nicht unkritischen Grenznachbarn, sich mit den unmenschlichen Methoden und Auffassungen des Dritten Reiches irgendwie zu solidarisieren.

Welch *seelischer Druck* fünf Jahre lang auf der Bevölkerung gelastet hatte, das entnahm ich dem ersten Brief, den mir die Post aus dem befreiten Elsaß einhändigte. Eine Lehrerin aus Colmar, die früher oft und gern in die Schweiz kam, schrieb uns: «Jetzt ist die Zeit der seelischen Versklavung vorbei, und mir ist, als wenn ich aus der Fremde wieder in die Heimat zurückgekehrt wäre. Gewiß sind die Zeiten noch nicht rosig und die Lebensmittelversorgung schlechter als zur Zeit der Deutschen, aber wir dürfen wieder Mensch sein, dürfen eine eigene Meinung haben. Wie habe ich darunter gelitten, daß man mich zur Unwahrhaftigkeit zwang! Gottlob, daß die Zeiten vorüber sind!»

Während in der geschilderten Weise eine unterdrückte Bevölkerung mehr als vier Jahre lang so reagierte, wie wir es wohl auch getan hätten, und mit der ernstlichen Gefahr rechnete, durch die vielen Verschleppungen und durch die Ansiedlung «deutscher Volksgenossen von der Ostmark» auf verlassenen elsässischen Bauernhöfen schließlich noch ganz entwurzelt zu werden, blieben die außerhalb des Landes weilenden Elsässer nicht inaktiv. Besonders nicht in Basel. Schon im Jahre 1916, als das Elsaß noch deutsch war, hatte sich hier eine «*Alliance Française des Alsaciens et Lorrains*» konstituiert. Nach dem französischen Sieg wuchs ihre Mitgliederzahl auf 200 an, heute sind es 700. Durch Pflege der Geselligkeit in monatlichen Zusammenkünften; durch Vorträge und Führungen stärkte dieser Verein die Heimatliebe und das Solidaritätsgefühl der zahlreichen in Basel wohnenden Elsässerfamilien. Nach der deutschen Besetzung vermittelte ihr Präsident den Briefverkehr von 1300 im *Elsaß wohnenden Familien* mit ihren auswärtigen Angehörigen. Als dann die deutsche Zensur nach der vollständigen Besetzung Frankreichs diesen Umadressierverkehr verunmöglichte, wurden die Korrespondenzen auf 90 verschiedene Stellen verteilt, wo die Briefe (täglich 40 bis 80) neu geschrieben und neu adressiert, frankiert und speditiert wurden. Was eine solche Nachrichtenübermittlung bedeutet, das kann jeder ermessen, der schon um ferne Angehörige gebangt hat. Daß diese Briefe, die ihr Ziel erreichten, vom Umschreiber par dessus le marché noch mit eigenen eingestreuten, ermunternden Glossen gepfeffert wurden, entspricht durchaus der elsässischen Eigenart, die sich nie verleugnet.

Ueber die allgemeine politische Einstellung der Basler Elsässer konnte niemand im Zweifel sein, der z. B. als Gast an der französischen Siegesfeier im Zoologischen Garten teilnahm. Der Präsident, Herr Auguste Jeltsch, stand zuerst mit Vichy und später mit den gaullistisch orientierten Elsässern in London in ständiger Verbindung

und gab in allen seinen Korrespondenzen seinem Glauben an die schließliche Befreiung der Heimat Ausdruck.

Was Marschall Pétain betrifft, so ist es interessant, zu erfahren, daß er anfangs durchaus nicht gewillt war, das Elsaß preiszugeben. Nicht nur hat er zu einem Weihnachtsfest der «Alliance» eine Geldsumme für die Kinderbescherung geschickt, sondern noch drei Wochen vor der Landung der Amerikaner in Nordafrika gaben prominente Elsässer folgende angebliche Aeußerung des Maréchal weiter: «La paix se fera sur le dos de l'Allemagne vaincue, et je n'attends que le moment propice pour céder la place à l'autre.»

Die Basler Elsässer suchten Anschluß an diejenigen von Genf, Lausanne und Bern und bildeten mit ihnen ein «*Comité Central des Sociétés Alsaciennes et Lorraines de la Suisse*».

In einer Sitzung vom 13. Februar 1944 beschloß dieses Comité die Abfassung eines Memorandums an die provisorische französische Regierung, das die Vorschläge von elf, über die Lösung der Elsässerfrage befragten Persönlichkeiten zusammenfaßte. Diese Vorschläge variieren und zeigen, daß auch im Elsaß viel Köpfe und viel Sinne vorhanden sind. Einer der Befragten bestreitet z. B. die Existenz einer elsässischen Frage, während ein anderer Reformen sehr schwerwiegender Art fordert. Aber mehrheitlich zeigt sich das Verlangen nach einer starken *Dezentralisation* Frankreichs, nach einer Garantie gegen häufige und plötzliche Regierungswechsel und nach Beibehaltung der *Zweisprachigkeit* für Elsaß-Lothringen.

Am 4. Februar 1945 tagte in Basel der Kongreß dieses Comité. Delegierte aus Genf, Zürich, Lausanne, Luzern, Biel, Pruntrut und Olten legten am *Straßburgerdenkmal* einen mit der Trikolore geschmückten Kranz nieder, um der gastlichen Schweiz ihre Dankbarkeit zu zeigen, und Herr Jeltsch gab diesem Gefühl auch in Worten Ausdruck. Es sei ein schönes Sinnbild, so meinte er, daß am Tag der Befreiung Colmars sich die Elsässer der Schweiz am

Fuße des von einem Straßburger gestifteten und von einem Colmarer ausgeführten Denkmals zusammenfänden, und nachmittags sprach unser Regierungsrat Dr. Peter in französischer Sprache und auf Baseldytsch und wies auf die herzlichen Wechselbeziehungen der beiden Länder hin.

Mit dieser Demonstration wollen wir unsere Betrachtung, die wir mit der Schilderung einer ein Vierteljahr später erfolgten Elsässerdemonstration in Basel einleiteten, nun schließen. «Armes Elsaß», «glückliches Elsaß», wie rasch das nur immer wechselt! Die Freude über seine Befreiung ist heute schon nicht ungetrübt, und es werden wieder Zeiten kommen, wo es heißen wird: «Sie sind halt nie zufrieden!» Wir aber wollen als gute Nachbarn uns stets Mühe geben, die Elsässer zu verstehen, indem wir uns an ihre Stelle zu versetzen suchen und sie so sehen, wie sie wirklich sind, weder verklärt oder verzerrt und vor allem nicht so, wie ihre weniger unbefangenen, stärkeren Nachbarn, die um ihre Seele ringen, sie gerne sehen möchten. Wir verlangen ja nichts von den Elsässern als gute Nachbarschaft, und eben das bringt uns in ihr Vertrauen. Seit der Schlacht bei St. Jakob hat Basel eine eidgenössische Politik verfolgt, und so ist denn uns ein anderes Schicksal beschieden worden, als wenn Basel elsäsisch geblieben wäre. Aber dies soll uns nicht hindern, wie es auch seither immer der Fall gewesen ist, auch künftig mit dem verwandten Elsaß gute Beziehungen zu pflegen.